

Dem 23. 7. bis 22. 8.

Löwe

S 13 n. Tris.
M 14 Eusebius
D 15 Maria H.-F.
M 16 Joachim
D 17 Verena, Hyst.
F 18 Helena
S 19 Sebald, Löw.

Sonntags-Zeitung

ILLUSTRIERTES WOCHENBLATT

Nr. 33 / 2. JAHR / 13. AUGUST 1950

Stoppeläcker

Ober die Stoppeln gegangen.
Bin ich durch Regen und Wind;
Sah die im Geist, die vor langen
Zeiten gewesen sind:

Die durch die Pflugschar gewendet
Die Scholle mit schwieliger Hand,
Selber als Garben geendet,
Die sich ein Größerer band.

Mm.

Sommerzeit

Von Wilhelm Schussen

Was ist „Zeit“?

Viele Denker haben es versucht
und versuchen es immer wieder, sie
zu definieren und herauszubringen,
was sie eigentlich ist. Im Winde wandert
sie über die Wiesen, wogt in
den Roggenfeldern, rauscht in den
Wäldern. Und fern, fern ist die große
Stadt. Am Horizont dümmern die
Schneeberge, Wolken ziehen in Tier-,
Menschen- und Göttergestalten dar-
über hin.

In einer großen Zeitung stand neu-
lich das kecke Wort: Die Zeit sei das
einzige, was nicht vergehe. Ist es rich-
tig? Ist es falsch?

Den ganzen Vormittag bin ich in
praller Sonne durch überknetetes
Gras einem Bach nachgelaufen, um
sein Vergehen in einem Weiher mit-
anzusehen.

O, was für schöne Blüten die an-
scheinend so unansehnlichen Gräser
doch haben! Wie leuchtende Wimpel-
chen, gold, weiß, rosa und purpurn
wirbeln sie im Wiesenwind an ihren
Rispen durcheinander, und manche
davon entladen sich in einem wahren
Staubregen, wenn man sie im
Vorüberstreifen streift. Wer für
Heuschneppen empfänglich ist, darf
sich zur Zeit der Grasblüte nicht
hierher wagen.

Stundenlang bin ich unterwegs ge-
wesen, bis ich endlich trotz Hitze
und Trockenheit mit nassen Schuhen
und Hosen über Seggenras und
Schilf hinweg zur Mündung des
Baches gelangte. Ganz an den Wasser-
spiegel mit Bläshühnern, Wildenten
und Haubentauchern hat es mir dies-
mal jedoch nicht gereicht, weil ich
umkehren mußte, da es unterdessen
Essenszeit geworden war und auch,
weil die Sonne allmählich gar zu arg
auf mich herunterbrannte.

Wie schnell doch die Zeit vergeht,
die dennoch immer da ist!
Was ist sie nur?
Etwas, das in uns steckt und sich



Zieht mit den Wolken auch schon der Sommer wieder von uns fort? Hoffentlich noch nicht so bald!

SOMMERWOLKEN

*Düfte, die schläfrig dem Blut sich vermischen,
steigen aus Dolden, aus Beeren und Kraut,
hüpfend und blank wie von blinkenden Fischen,
flüstert der Bach, deiner Schwermut vertraut.*

*Wolken entfalten ihr weißes Gefieder,
schwimmende Schwäne im göttlichen Meer,
und nur bisweilen bedachtsam hernieder
wehn ihre Schatten stumm über dich her.*

*Langsam im Aufschau verwirrt sich dein Wille,
Wind wirbt und Wiese und Irrsal des Seins,
doch aus Verstrickung und Stimmen der Stille
wirst mit den wandernden Wolken du eins.*

*Und schon dem Flug ihrer Ferne verwoben,
schwebt deine Seele mit ihnen voraus,
sanft aller Zeiten und Schwere enthoben,
heimatwärts, wie in ein wartendes Haus.*

RUDOLF HABETIN

Heimat der Seele

Von Christine Schodrok

Weißt du, was die Stille ist und die
Geborgenheit? Sie ist in den weiten
Wäldern der Heimat, die grün sind,
versponnen und rein wie ein Gebet.
Sie träumte am Wacholder und über
den Kartoffelfeldern, sie dehnte sich
wie ein weißer Schatten über Wie-
sen, Schrotholzkirchen und Flieder-
büsche, sie wiegte Uto, den enten-
füßigen Wassermann, in den Schlaf,
auf daß die Flüsse und Bäche gnä-
dig wurden, sie kniete vor bunten
Engeln und Heiligen in goldge-
schmückten Kapellen und war selbst
in der lärmenden Stadt um uns. Sie
hing sich an den Rauch der hundert
Fördertürme und rutschte im weißen
Zement auf dem Fließband.

Das alles hieß Zuhause. Hier aber
irre ich schon lange Jahre durch die
Straßen und weiß nicht wohin. Es ist
Sommer und all mein Denken kreist
um die Hügel der Brzinnitza. Es war
eine anspruchslose, herbe Erde, wo
nur Birken und Wacholder gut gedie-
hen. Die Menschen hatten eine
schlichte und eigenwillig treue Seele.

Nur wenn der Sommer seinen bun-
ten Teppich vom Wasser zum Dorf
hin aufgerollt hatte, in den geome-
trische Muster aus den Blattrosetten
der Disteln, des gemüthlich duftenden
Thymians und Mauerpfeffers gewebt
waren, in dem die glühenden Stein-
nelken wie verlorene Rubine leuch-
teten und den die Königskerzen
gleich heiligen Leuchtern umstan-
den, breitete sich über den somme-
rlich verzauberten Teppich die Seh-
nsucht, die aus der Brzinnitza auf-
stieg war und sich im goldenen
Gewirr der Ginsterbüsche trügend
verging. Die klare, wolkenlose Luft
zitterte in uneingeständener Furcht
vor der grenzenlosen Weite dieses
Landes.

Als Kind war es mir oft, als müße
ich aufspringen, fortlaufen, weit, in
ein ungewisses Ziel, von dem bei Tag
und bei Nacht meine Seele in gol-
denen Metaphern fieberte. Dann sang
ich ein Lied, nicht in wohlgesetzten
Strophen, meistens waren es nur in-
nig langgezogene Töne, ungeordnete
Triller und schwermütige Kadenzes.
Gleich einem Wasserfall, in dem sich
unzählbare Tropfen zu zaubervollem
Spiel vermengen, so verloren sich in
mein namenloses Sehnsuchtslied alle
Lieder des heimlichen Baches in
seinem verborgenen Glanz, eingebet-
tet in die verhalten leuchtende Schön-
heit einer vielsprachigen Landschaft.

Die alten, furchtsamen Geschichten
vom Uto, dem bösen Wassergespent,
lösten sich in dem bezwingenden Zau-
ber einer sorglosen Heiterkeit und ei-
nes jubelnden Frohsinns, wie er Kin-
dern gegeben ist. Der Dämon schlief
auf dem rauhen, grüschlammigen
Grunde des Wassers, und über
ihm perlte in die hängenden Weiden
das goldene Lied vom Glück des
Herzens, weit über die sandigen Hü-
gel, über die buschigen Kronen der
Kiefernwälder bis zur stillen Oder,
die wie eine mütterliche Runzel das
Gesicht dieser Erde durchzieht.

in unseren Büchern und Zeitungen
niederschlägt?

Oder etwas, das sich selbständig
außerhalb unseres Daseins im gan-
zen Kosmos breit macht?

Wenn sich etwas bewegt, etwas
wächst oder abstirbt, ist „Zeit“.
Wenn sich überhaupt nichts mehr be-
wegte und regte, hätte sie aufgehört
zu sein.

In der Langeweile, in der Furcht
vor dem Totsein und Nichtsein, sa-
gen neuere Denker, ahnen wir die
vollkommene Zeitlosigkeit. Aber noch
gehört sie uns allen: Die Zeit mit
Schwalben, Bienen, wirbelnden Wimpeln,
lichtgetränkten, überquellenden
Wolken und allem andern, was diese
Sommermonate so unendlich tief und
schön macht.

Echos klang es vom Walde herab,
daß die Menge sich umwandte, laut-
los zuhörte und, als dann der letzte
Ton in der Nacht verklungen war,
dem unbekanntem Sänger einen stür-
mischen Applaus zusandte.

Am nächsten Tage forschte man
nach, und nach mancherlei Irrfragen
fand man endlich den unbekanntem
Sänger, dem ein Gönner seine musi-
kische Ausbildung ermöglichte.

Als dann der ehemalige Waldhauer
selber ein berühmter Mann war, kam
er jeden Sommer einmal in seine
Waldheimat und sang vom Hirsch-
sprunge aus ins Tal hinab, so daß an
diesem Tage der erleuchtete Kur-
platz von X. schwarz von Menschen
war, die diesem zauberhaften Ge-
sänge aus der Höhe wie einem Gruß
des Himmels lauschten.

Lied in der Nacht / Von Cosmos Flam

Der Kurort X. liegt derart in ein-
em Waldtale, daß man rings von
den hohen Waldbergen auf alle Häu-
ser des Ortes und auf den blumen-
geschmückten Kurplatz hinabsehen
kann. Und wenn man gar noch durch
ein Fernrohr sieht, wird die Illusion
vollkommen, und man glaubt, mitten
unter den geputzten Menschen zu
sein, die da langsam, das Brunnenglas
in der Hand, zwischen den Fonti-
nen einherwandeln, miteinander
plaudern oder der Kurmusik lau-
schen.

Des Abends aber, wenn in dem
windgeschützten Tale schon blaue
Nacht ist und der Musikpavillon im
Scheine der vielen Glühbirnen auf-
flammt, sieht man ganz deutlich den
Dirigenten vor seinem Pulte stehen,
die Geiger ihre Violinen streichen,
die Bläser ihre Hörner, Fagotte und
Flöten traktieren.

Um die Mitte des vorigen Jahr-
hunderts stand oben auf dem Felsen,
der aus den Tannenwipfeln hervor-
ragt und der Hirschsprung heißt,
weil von hier einmal ein Hirsch vor
dem Jäger in die Tiefe gesprungen
sein soll, ein junger Waldhauer, der
tagsüber seine Holzfällerei tat,
Abend für Abend aber hier oben
weilte, auf das zauberhaft beleuchtete
Paradies hinabsah und sehnsüchtig

die Musik vernahm, die von da un-
ten bis zu ihm in seine Einsamkeit
heraufdrang.

Eines Abends im Sommer stand nun
der Waldhauer wieder da oben und
sah mit brennenden Augen auf die
Lichterpracht in der Tiefe, als die
Musik ein paar Einleitungstakte
spielte und dann ein Sänger neben
den Dirigenten trat und ein italieni-
sches Lied zum besten gab, das er
mit vielfachen Schleifen und Schnör-
keln derart in den Abend hinaus-
sang, daß der heimliche Lauscher

oben am Hirschsprung jeden Ton
vernahm. Lauter Beifall lohnte den
Sänger, der sich artig verneigte. Da
überkam den Waldhauer zwischen
den Tannenwipfeln eine so sonder-
bare, fast magische Gewalt, und da
der Virtuose sich anschickte, ein
zweites Lied zu singen, begann es
plötzlich von der Höhe der Berge
herab zu jodeln, daß dem erstaunten
Sänger das Notenblatt aus der Hand
glitt und er wie gebannt in die Nacht
aufsah. In Schnörkeln und Schleifen,
in sieghaftem Jauchzen und zarten

König Friedrich und der Eseltreiber

König Friedrich von Württemberg
hatte bei seinem Lustschlosse Mon-
repos, in dem er gerne zur Erholung
weilte, eine landwirtschaftliche Mu-
sterwirtschaft ins Leben gerufen.
Mehr als einhundertfünfzig Stück
Schweizerkühe von der besten Rasse
standen in den Ställen, und ein Teil
der vielen Milch, die sie gaben,
wurde täglich durch einen Knecht
mit Hilfe zweier Esel nach der Lud-
wigsburger Residenz geliefert.

Eines Tages wurde von der Guts-
verwaltung ein neuer Stallknecht
eingestellt, ein junger, sauberer
Bursche, der das Herz auf dem rechten
Fleck und dazu ein nicht übel ge-
schmiertes Mundwerk hatte. Gleich
in den ersten Tagen, nachdem er sei-
nen Dienst angetreten, begegnete ihm
auf dem Weg nach Ludwigsburg ein
vornehmes Gefährt. Behend trieb er
seine beiden mit großen Kannen be-
ladenen Esel an den Straßenrand,

um die wappengeschmückte Kutsche
vorüber zu lassen. Der hohe Herr im
Wagen war niemand anders als der
König selbst. Doch woher sollte der
neue Knecht das wissen? Er hatte
bisher nicht die Ehre gehabt, seinen
allergnädigsten Herrn in persona
kennen zu lernen. Dem König, der
auf große und stramme junge Manns-
leute ein besonders scharfes Auge
hatte, gefiel der Bursche. Und weil
er gerade guter Laune war, ließ er
halten und fragte zu dem Eseltreiber
hinüber: „Wohin ihr drei?“ — „Am
vierten vorbei!“ erwiderte der und
gab einem der Grauröcke einen schal-
lenden Klaps auf die Hinterbacken.
Dem König, erzählt man, gefiel
diese schlagfertige Antwort so gut,
daß er den Burschen — Dillenieß er
— an den Hof nahm, ihn schließlich
zum Minister ernannte und später so-
gar in den Grafenstand erhob.

Franz Georg

s' Kneachtle

Der Doktor Sowieso, der viele
Jahre in einem Schwarzwaldort
praktizierte, war dank seiner ge-
schickten Hand und seiner gemüth-
lichen Art sehr beliebt; von weither
kamen die Patienten zu ihm. Da war
es schwer für ihn, sich allemal für
seinen Jahresurlaub loszureißen —
und sein Vertreter, den er für die
Zeit seiner Abwesenheit bestellte,
hatte nichts zu lachen. Zu ihm ka-
men die Leute nur in höchster Not.

Es war wieder einmal so weit, daß
der Doktor fort war. Schelte es da
in einer Nacht am Arztthaus — unten
stand ein halbwüchsiger Bub mit ei-

nem Küttschle; der Herr Doktor möge
doch bitte gleich mit ihm ins Nach-
bardorf fahren zum Heidenbauer, er
habe so arge Krämpfe! Der junge
Herr Vertreter fuhr los. Als sie an-
kamen, schaute die Bäuerin schon
erwartungsvoll zum Fenster raus
und rief: „Gottseidank, Herr Dok-
tor, daß Se do send, är Bauer presch-
tiert's schier nemme!“ Als sie dann
aber den jungen Herr aussteigen sah,
schien sie heftig enttäuscht: „O je o
je, des ischt jo bloß 'm Doktor sel
Kneachtle — do wöllet mr ons ha-
ber so b'helfa!“ Und schlug wütend
das Fenster zu... wü.



Gegen den Tod im Boxring

Gehirnverletzungen führen zu Siechtum / Weltmeister Gene Tunney äußert sich

Die New Yorker Sportkommission hat nach dem tragischen Tode des Mittelgewichtlers Larry Roth sofort ihre schon länger geplanten medizinischen Vorsichtsmaßnahmen zum Schutz der Boxer obligatorisch gemacht. Vor dem Boxkampf hat sich in Zukunft jeder der beiden Kämpfer einer Spezialuntersuchung — einem Gesundheitsfest — mit einer neuartigen Maschine zu unterziehen, die besonders das Funktionieren der Gehirnnerven registriert.

„Boxen, legalisierter Mord?“ Unter dieser sensationellen Überschrift veröffentlicht Dr. Arthur H. Steinhaus, Prof. der Physiologie am George-Williams-College in Chicago, in einer bekannten amerikanischen Zeitschrift Todesfälle und schwere Gehirnverletzungen in amerikanischen Boxringen. 42 Todesfälle in den letzten 4 Jahren und eine Unzahl von schweren Verletzungen des Gehirns mit bleibenden Schädigungen sind das Ergebnis seiner Untersuchungen.

Die Wissenschaft sagt

Amerikanische Wissenschaftler haben die Wirkung untersucht, die Boxschläge gegen den Kopf im Gehirn verursachen. An der Universität Chicago hat Dr. Ward die Art der Hirnverletzungen klargestellt. Nicht nur an der Stelle des Auftreffens, sondern auch an der gegenüberliegenden Seite kommt es zur Erschütterung des Gehirns, zu mehr oder weniger großen Verletzungen dieses wichtigen Organes. Blutungen über und unter der harten Hirnhaut und zusätzlich auftretende Hirnschwellungen stellen oft die Todesursache dar. Auf Grund zahlreicher Schädigungen wurden auch von deutschen Hirnforschern Schrumpfungsvorgänge im Hirnstamm beobachtet, die gleichzeitig mit beachtlichen Erweiterungen der Flüssigkeitsräume einhergehen können.

Zunehmende Antriebslosigkeit, Verlangsamung des Denkens und mancherlei charakteristische Veränderungen sind die Folgen. Zerstörung und Verlust dieser Gehirnzellen sind bleibend, denn gerade das Gehirngewebe kann nicht mehr ersetzt werden.

Die Stationen

Wie die Untersuchungen von Prof. Steinhaus ergeben, entgeht kein Faustkämpfer einem gewissen Grad von Hirnschaden. Je länger er boxt, und je mehr Schläge er erhält, um so schlimmer wird sein Zustand. Die Männer im Ring unterscheiden drei Grade von Gehirnschädigung: knock-out, groggy und punch-drunk. So klassifizieren sie die geistige Degeneration der zurückgezogenen Boxer. Boxen ist der einzige Sport, dessen Zielscheibe der Kopf des Gegners ist, Boxen der einzige, bei dem bei einer offensichtlichen Verletzung ein Aufgeben als Feigheit ausgelegt wird.

Gene Tunney, ehemals Weltmeister, gefährteter Rechner und Kämpfer im Ring, sagt dazu: „Ich fühle mich immer erleichtert, wenn ich einen jungen Boxer sehe, der schnell k.o. geschlagen wird. Ich weiß, daß er dadurch vor der wirklich großen Gefahr gerettet wird, durch Jahr für Jahr sich wiederholende Kopfschläge schließlich zu einem Wrack zu werden.“ Tunney selbst ließ das Boxen wegen eines Schlagens gegen den Kopf, den er beim Training erhielt. Er war 24 Stunden bewußlos und drei Tage ohne Erinnerung. „Die Möglichkeit, punch-drunk zu werden, quälte mich

über Wochen“, sagte er, „und der Entschluß, mich von diesem gefährlichen Sport zurückzuziehen, war gefaßt.“

Verschiedene Meinungen

Die Verteidiger dieses harten Sportes bringen verschiedene Gründe vor: er bilde Charakter und Männlichkeit und lehre den Menschen, sich selbst zu verteidigen. Sie behaupten außerdem, daß auch andere Sportarten gefährlich seien, und bei vorsichtig kämpfenden Amateuren kämen keine Verletzungen vor. Dazu sagen sie, daß einem Mann in guter Verfassung nichts passieren könne.

Dr. Joekel, einer der berühmtesten Autoritäten für Boxverletzungen in den USA, äußert sich dazu in folgender Weise: „Es besteht kein Anzeichen dafür, daß das Boxen imstande ist, Charakter, Lebensstil und Persönlichkeit zu entwickeln. Die Scheu davor, die Gefahr des Boxens zu schildern, ist schuld an der geistigen Zerstörung vieler Boxer. Zwischen Ringern und Boxern wurde unter gegenseitig festgelegten Regeln ein Kampf durchgeführt, bei dem die Ringer überlegen gewonnen. An der Universität Illinois wurden von den Boxkämpfern zu ihrem eigenen Schutze Helme und große Handschuhe getragen. Ohne daß der Trainer etwas merkte, verließ einer der teilnehmenden Studenten den Kampfplatz und marschierte 100 Meilen, bevor seine Erinnerung zurückkehrte. Die offizielle Stellungnahme der American Medical Association lautet dazu: „Große Handschuhe und Helme können die äußeren Kopfverletzungen vermindern, aber ihre Wirkungslosigkeit gegen Gehirnverletzungen steht außer Zweifel.“

Prof. Robert Francis berechnete die Schlagkraft eines 145 Pfund schweren Amateurboxers mit 600 Pfund. Beim Fußball und anderen Sportarten wird ein Verletzter vom Spielfeld weggetragen, oder er bekommt genügend Zeit, sich zu erholen. Ein Boxer muß weiterkämpfen, und seine Erholungszeit beträgt 9,9 Sekunden. Und schließlich geht die Behauptung, daß Männern mit guter Verfassung nichts passieren könne, glatt an der Wahrheit vorbei.

Von den bekannten Boxern war Ernie Schaeff in guter Verfassung, als er mit Primo Carnera kämpfte, und Schaeff starb nach dem Kampfe. Jimmy Doyle nicht weniger, und zwei Stunden nach seinem Kampf mit Ray Robinson starb er ebenfalls. Ähnlich war es mit Sam Baroudi, er lebte nur noch einen Tag nach einem Titelkampf mit Ezzard Charles.

(Aus dem Gesundheitsmagazin „Du und die Welt“.)

Der Körper als Kühlanlage

Weshalb schwitzen wir im Sommer / Der Mensch hat zwei Millionen Wasserleitungshähne

„Rinnen muß der Schweiß...!“ Aber was zuviel ist, ist zuviel. Wir schwitzen ja immer, auch im Winter, bei jeder Jahreszeit und bei jeder Witterung, wir merken es nur nicht. Ein wenig Schweiß strömt immer aus den 2.200.000 Drüsen, die wir zu diesem Zweck in unserer Haut haben, am meisten auf der Stirn, unter den Achseln und in der hohlen Hand. Die Luft entführt diesen täglichen Liter Schweiß sofort, so daß sich unsere Haut trotzdem trocken anfühlt. Erst wenn der Schweiß in Bächen strömt, wird er uns bemerkbar.

Zu vor aber ergreift der Körper, um kühl zu bleiben, d. h. bei einer steilen Temperatur von rund 37 Grad Celsius, noch eine andere Maßnahme: er erweitert das Netz der feinen Blutgefäße, der haarfeinen Aederchen, die unsere ganze Haut überziehen. Und dorthin, an die äußeren Hautpartien, schiebt er wenigstens ein Drittel des Blutes, damit es abkühlt. Wir haben dann einen feuerroten Kopf, fühlen uns heiß an, aber das Blut erreicht seinen Zweck: es kühlt wirklich etwas ab.

Wenn das nicht genügt, öffnet der Körper die reichlich zwei Millionen Wasserleitungshähne, um aus feinen Düsen den Schweiß abzulassen. Das ist die reinste Berieselungsanlage, ein ideales Kühlwasser. Aus allen Poren strömt es heraus. Was, und dieser Schweiß soll uns abkühlen?

Vortrefflich tut er das, nach einem altbewährten physikalischen Prinzip. Schweiß besteht ja zu 99 Prozent aus Wasser und zu einem Prozent aus Salzen. Er verteilt sich fein über die ganze Haut, wie die Wasser einer Dusche, und entzieht dabei dem Körper Wärme. Denn um verdunsten zu können, braucht er viel Wärme. Woher sollte er sie nehmen als von seiner nächsten Umgebung, vom Körper, der ja vor Hitze dampft. Je mehr Wasser, Schweiß um uns verdunstet, um so mehr „Verdunstungskälte“ entsteht dabei. Und gerade die ist es, die wir im heißen Sommer brauchen. So eine Dusche kühlt; nach einer Weile spüren wir, daß die schwitzenden Körperpartien ganz kalt geworden sind.

Viel Wärme geht auch durch die Atemluft ab. Die eingeatmete Luft ist kühler als der Körper, sie wird von ihm erst erwärmt und entzieht ihm somit Hitze. Außerdem wird sie wasserdampfgesättigt, ehe sie den Körper

wieder verläßt. Wenn einer vor Hitze „pustet“ wie eine Lokomotive, dann zeigt er damit an, daß seine innere Hitze groß ist: durch beschleunigte Atmung kühlt er sich rascher ab.

Es gibt Leute die viel und solche die wenig schwitzen. Man hat schwerarbeitende Menschen schon 10—15 Liter Schweiß an einem Tag verlieren sehen. Dabei soll ein einziges Gramm Schweiß, also verdunstendes Wasser, dem Körper 500 Wärme-Einheiten (Grammkalorien) entziehen.

Gesteuert wird die ganze Kühlanlage unseres Körpers vom Gehirn aus, wo das Wärmecentrum sitzt, das nieversagende Würde es im heißen Sommer auch nur ein paar Stunden lang nicht funktionieren, unser Blut hätte rasch die tödliche Fieberkurve erreicht.

Der unverstandene Mann

Frauen sollten ihm gegenüber mißtrauischer sein / Ist er schuldlos?

Wir sprechen nur von jenen Männern, die sich in der Liebe zur Frau unverstanden fühlen. Dabei muß sofort noch eine Einschränkung gemacht werden: Es handelt sich nicht bei dieser Klage darum, daß keine Frau, also die Frau überhaupt, sie nicht versteht. Die weitaus größte Zahl der sich unverstanden fühlenden Männer meint nicht die Frau überhaupt, sondern nur eine einzige unter allen Frauen, nämlich ihre Ehefrau. Anderen Frauen aber trauen sie volles Verstehen zu.

Nichts aber ist gefährlicher für eine Frau als ein Mann, der mit der Klage zu ihr kommt: Meine Ehefrau versteht mich nicht. Denn ein rechter Mann geht mit dieser bitteren Erkenntnis nicht hausieren bei anderen Frauen. Er ist durch solches Leiden so zutiefst getroffen, daß er es still und ganz für sich trägt. Denn er ahnt es doch, daß er nicht ohne Schuld ist, wenn seine Frau ihn nicht versteht kann. Vielleicht benimmt er sich ihr gegenüber unbegrifflich, jetzt, während sie beide sich doch früher gut verstanden haben. Oder er muß sich vorwerfen, in der Wahl seiner Ehefrau einst zwar auf vieles geschaut, aber gerade diese wichtigste Frage nicht ernsthaft beantwortet zu haben: Wird sie verstehen können, daß ich... wenn...? Aber auch in diesem Fall wird kein Mann, der etwas auf sich hält, sogar auf einst gemachte Fehler etwas hält, mit solch bitterer Selbsterkenntnis zu Markte gehen.

Darum sollte eine Frau, die einen Mann jene Klagen hören hört, Zweifel setzen erstens bei ihm in seine wahre Männlichkeit und zweitens bei sich in ihre eigene Weiblichkeit, ob sie ihn wirklich besser verstehen könnte als seine Ehefrau.

Leider sind viele Frauen nicht so mißtrauisch. Zwei Gründe hindern sie: Erstens können solche Männer sehr rührend klingen; denn gewöhnlich haben sie darin Übung und Erfahrung. Sie wissen, wie man Frauen entgegengehen muß; sie wissen, wie leicht echtes Mitleid in Liebe umschlägt. Der andere Grund, sich belören zu lassen, liegt bei der von einem solchen Mann „ins Vertrauen“ gezogenen Frau selbst. Statt erstaut und erschrocken sich zu fragen, warum er gerade zu ihr mit seinen Klagen über seine Ehefrau komme, fühlt sie sich geehrt durch sein Vertrauen. Und dieser Stolz hindert sie nun, die Sachlage zu sehen, wie sie ist: sie sieht diesen bemitleidenswerten Mann ja nur von seiner schönsten Seite, im sonntagshaften Trauergewand. Sie weiß nicht, wie er im Werktagsgewand und Alltag aussieht.

Darum stellt sie zumeist auch die eine wichtigste Frage nicht: Was hast du getan, damit deine Ehefrau dich besser verstehen kann? Ahnt sie vielleicht, daß diese Frage ihn von ihr wegtreiben könnte?

Es ist leider schon so: Der größte Feind der Frau ist — die andere Frau.



„Brennnesseln, wie Spinat gekocht, dienen der Förderung des Haarwuchses. Ich verwende sie, um sicher zu gehen, innerlich und äußerlich!“

Nehmen Sie's ernst?

Ihr Horoskop

Vom 13. bis 19. August

Widder (21. 3. — 20. 4.)

Wählen Sie bei Gegensätzen nicht unbedingt auf Ihrer Meinung bestehen und überdenken Sie mal einen fremden Standpunkt. Keinen Streit beginnen.



Stier (21. 4. — 20. 5.)

Passen Sie sich der Gegenwart an, dann haben Sie Erfolg. Legen Sie Ihre Hände nicht in den Schoß, sondern beteiligen Sie sich aktiv. Entscheiden Sie selbst, auch wenn es eine kleine Anstrengung erfordert.



Zwillinge (21. 5. — 21. 6.)

In beruflicher Hinsicht zeigt sich ein neuer Weg bei guter Zusammenarbeit. Ihre Mittelwelt wird Sie unterstützen. Ein freundliches Wort zu gegebener Zeit beseitigt manche Hemmungen.



Krebs (22. 6. — 23. 7.)

Der Fortschritt in beruflichen und finanziellen Dingen stimmt Sie froh. Gewissen Spannungen muß man entgegenkommen, um Größeres zu verhüten.



Löwe (24. 7. — 23. 8.)

Setzen Sie Ihre Tätigkeit ernsthaft fort nach der richtigen Fingerspitzengefühl und zersplittern Sie sich nicht dabei. Dinge, die Sie nicht angehen, lassen Sie nur unbeachtet.



Jungfrau (24. 8. — 23. 9.)

Durch ein Hin-ausschieben trennt man sich nicht von der Verpflichtung. Sie erfüllen dadurch Mißstimmung. In finanziellen Dingen haben Sie mit einigen Widerständen zu rechnen.



Waage (24. 9. — 23. 10.)

Ihre Arbeiten werden gefördert. Auch die Erledigung Ihrer Familienangelegenheiten ist jetzt ratsam. Nutzen Sie die kleinen sich bietenden Vorteile aus. Mißbilligkeiten des Alltags geben vorüber.



Skorpion (24. 10. — 22. 11.)

Geben Sie Ihrer Meinung Ausdruck, da, wo es am Platze ist. Die Durchführung Ihrer Pläne gestaltet sich günstig, wenn Sie auf der bisherigen Linie arbeiten.



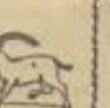
Schütze (23. 11. — 22. 12.)

Es werden einige Tage kommen, die sehr ruhig verlaufen. Erzwängen Sie nichts, sondern bemühen Sie sich, mit den kleinen Erfolgen des Alltags zufrieden zu sein.



Steinbock (23. 12. — 21. 1.)

Die schwierig erscheinenden Sachen nehmen oft einen guten Verlauf, ohne daß man noch eingreifen muß. Bewahren Sie in jeder Situation die Ruhe und nehmen Sie das Leben etwas von der leichten Seite.



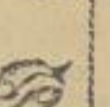
Wassermann (22. 1. — 19. 2.)

Kreative Lichtblicke sollen ausgenutzt werden. Dadurch ergeben sich kleinere Geldgewinne und private Annehmlichkeiten. Sie erzielen Übereinstimmung mit Mitarbeitern in wichtigen Problemen.



Fische (20. 2. — 20. 3.)

Neue Pläne sind zurückzustellen, auch bei Anregungen durch Mitarbeiter. Geldgeschäfte sind vorsichtig zu behandeln. Günstige Zeit für Erneuerung früherer Freundschaften.



„SONNTAGS-ZEITUNG“

Herausgeber: Willi Hanna Hebsacker, Dr. Ernst Müller und Karl Kirn in der Schwäbischen Verlagsgesellschaft m. b. H. Redaktion und Verlag, Tübingen, Umlandstraße 2, Telefon 3111
Druck: Tübinger Chronik, Druckerel und Verlagsgesellschaft eGmbH, Tübingen

Stops unter Menschenfressern



Von Menschenfressern überfallen, deren Sitten Stops mißfallen.



Gebunden ist er an den Pfahl; die Nigger warten auf das Mahl.



„Doch halt, ein Brennglas hab ich ja“, denkt Stops, die Freiheit ist bald da.



Die Sonne tat des Guten viel, sein Hinterteil dem Brand verfiel.



Er rennt, was ihn die Betne tragen, das Wasser wird die Not verjagen.

Moral: Ist die Not auch noch so groß / mit Köpfchen dessert man sein Los.



Ferienwachstum

Eine Feststellung bei Schulkindern

Seit es Schulferien gibt, weiß man, daß der kindliche Körper zu einer gesunden Weiterentwicklung auch eine geistige Ruhepause braucht.

Ein guter Rat

Kopierstiftflecken betupft man abwechselnd mit Essig und Spiritus und wäscht mit lauwarmem Wasser nach.

Die Schnittmusterbogen für die in der letzten Nummer der „Sonntags-Zeitung“ beschriebenen Sommerkleider können gegen Voreinsendung des Betrags plus 12 Pfg. Porto vom Modenverlag A. Burda, Lehr i. B., bezogen werden.

DAS REICH DER FRAU

Hübsche und zeitlose Blusen

Ueber Blusen läßt sich streiten. Sie sind ein unerschöpfliches Thema in jeder Gesellschaft, in der Frauen über Mode plaudern.



raschung so viele Freundinnen gewonnen, daß es schwer fällt, die zahlreichen Ansichten über sie auf einen Nenner zu bringen.

Bei uns, wo die Bluse erst vor kurzem aufgehört hat, ein nur-praktischer,

uniformähnlicher Gebrauchsgegenstand mit strengen Revers und geraden Linien zu sein, dominiert ein Mittelding zwischen sportlicher und festlicher Bluse.

A: Eine festliche Bluse mit dreiviertel...

Das lassen Sie Ihren Mann lesen:

Ferien vom Haushalt

Wie wenige machen sich denn eine Vorstellung von dem Umfang und der zermürbenden Vielfalt des Krimskrams, mit dem sich die geschäftige Hausfrau Tag um Tag zu plagen hat!

Wie oft hat auch die Hausfrau Sehnsucht nach dem Besuch eines Kinos, eines Konzertes, eines Vortrags oder nach einem entspannenden Spaziergang, nach einem Besuch bei Verwandten oder lieben Freunden, nach einem Ausflug.

Hausfrauenarbeit ist eigentlich undankbare Arbeit: sie geht nie zu Ende,

tollängen, tiefgesetzten Keulanärmeln aus Georgette.

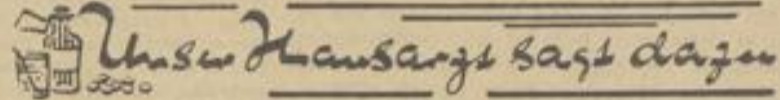
B: Die runde Schulterpassé dieser Pikeebluse ist in Falten gelegt. Manschetten und Stehkragen sind gestärkt.

C: Neuartig im Schnitt ist der schalartige Kragen dieser hübschen Seidenbluse und der weite Kimonoarm, der bis zur Schulter aufknöpfbar ist.

D: Eine sportliche Bluse aus Seidenleinen mit weiten Ärmeln, doppelten Manschetten, tiefgesetzten Taschenpaten und Falten.

E: Eine Poppelbluse in Kimonoschnitt mit interessantem Krageverlauf. Die Ärmel sind angeschnitten.

sie wiederholt sich ständig, sie erfordert täglich neuen Antrieb zu Alltätigkeiten, sie ist wertvoll in sich, aber wird in ihrem Wert gar zu leicht verkannt, sie findet deshalb nur selten die ihr gebührende Anerkennung und den Dank, den die ehrsame, fleißige und von ihrer Verpflichtung durchdrungene Hausfrau so vielfältig verdient.



Insektenstiche

In den Sommer- und Herbstmonaten häufen sich wieder die Fälle von Stichen durch Bienen, Wespen und Hornissen, durch ihr Gift führen sie manchmal zu bedrohlichen Krankheitszuständen.

Während eine Wespe mit ihrem platten Stachel mehrmals stechen kann, sticht die Biene gewöhnlich nur einmal. Ihr Stachel hat Widerhaken und bleibt damit meist in der Wunde hängen und mit ihm oft die Giftblase und Teile des Stachelapparats.

Für gewöhnlich führt ein Bienenstich lediglich am Ort des Stiches zu Jucken und Rötung, Schmerz und Schwellung der Haut. 30 Bienenstiche gleichzeitig führen aber schon zu erheblichen Allgemeinstörungen und mehrere hundert können durch die summierte Giftwirkung den Tod bringen.

Es kann auch eine Ueberempfindlichkeit gegen Bienengift bestehen. Dann kommt es zu einem sog. Schock mit seinen Erscheinungen von Blutdrucksenkung, Ohnmacht, Erbrechen und

Natürliche Schönheitspflege

Rezepte für Haarpflege

Das Waschen der Haare sollte nicht öfters als alle 3 Wochen vorgenommen werden. Nach dieser Zeit verlangt die Haare von selbst durch ihr stumpfes Aussehen Befreiung von Staub und Schmutz.

Nachgedunkeltes blondes Haar wird schön und hell, wenn es stets mit Kamillentees (römische Kamillen) gewaschen und gespült wird.

Oeliges und fettes Haar wird gewaschen und gespült mit leichtem Rosmarintee, dem zum Abschluß ein Teelöffel reinste Pottasche zugesetzt wird.

Das Trocknen geschehe stets in Luft und Sonne mit Ausnahme von schwarzem Haar, das in der Sonne leicht streifig wird.

Wir raten der Hausfrau

Aus harten Eiern

Hartgekochte Eier mit Toastbrot oder Salaten sind manchmal, wenn unerwartet Besuch kommt, „das Ei des Kolumbus“.

Die Eierchen von je einem Ei, die mit dem Eierzerteiler glatt und dünn geschlitten sind, legen wir treppenförmig auf jeden Teller und geben eine Essigstunke darüber.

Harte Eier in Tomaten- oder Senfsauce werden warm serviert. Eierchen, zusammen mit Tomaten-, Gurken-, Karottenscheiben oder jungen Gemüsen in einer Gelatinesalz geben hübsche Farbwirkung und schmecken gut.

Halbierte Eier auf Kartoffelalat, mit Majonäse übergossen und Sardellenstreifen oder Gurkenstückchen verziert, finden immer ihre Liebhaber.

Eine pikante Fülle für halbierte hartgekochte Eier

bereiten wir aus dem Eidotter, einem Teelöffel schaumig gerührter Butter pro Ei, wenig Essig, Rahm, nach Wunsch etwas Fleischbrühwürfel, Senf, Kräutern und einer Prise Zucker und Salz.

Haben sie schon Fliegenplize selbst gemacht? Das geht rasch! Der Stamm ist ein hartgekochtes Ei, unten flach abgeschnitten, daß es besser steht. Der Hut ist eine ausgehöhlte Tomate, die wir innen leicht salzen und außen mit Öl bepinseln und mit kleinen dünnen Eiweißstückchen verziern.

Advertisement for 'Der Punkt' featuring a clock and text about time and services.

Advertisement for 'Beinschäden' (leg ailments) with a list of symptoms and a pharmacy address.

Advertisement for 'Vaterland, Merkmäder' (bicycles) with an illustration of a bicycle and text about quality and price.

Large advertisement for 'Heiratswünsche' (marriage wishes) and 'Anzeigenbestellschein für die Sonntags-Zeitung' (advertisement order form).

Advertisement for 'Sonntags-Zeitung' (Sunday paper) and 'Gegen Magerkeit' (against thinness) with a small portrait of a woman.

Advertisement for 'MARYLAN' beauty products, including 'Ein altbewährtes Schönheitsrezept' and 'Zuckerkrank'.



Abenteuer eines Tübinger Medizinstudenten

F.W. Junghuhn, der bedeutendste Javaforscher des letzten Jahrhunderts / Von Dr. Otto Kübler



Weitläufig, abenteuerlich, hochbegabt, voll verzehrender Spannung und Leidenschaft des Geistes — so steht der große Deutsche vor uns, der 1884 auf Java ein dynamisch bewegtes Leben abschloß. Fern und fremd und heute wieder vielmumstritten ist die Erde, die seinen Leib aufnahm, glühend und blühend wie er, dabei immerdar bedroht von vulkanischen Gewalten und getränkt mit jener heimlichen Trauer der überreifen Fülle, die als offenes Zeichen der Vergänglichkeit gerade da die Schöpfung verschleiern, wo sie die schwellendsten Formen treibt und die üppigsten Feste feiert.

In Lembang, einem der schönsten Bergdörfer Javas, hoch über der Stadt Bandung am Fuße eines tätigen Vulkans gelegen, träumt auf einem Hügel abseits ein stiller Baumfrieden, der Grab und Denkmal des bedeutendsten Java-Forschers Franz Wilhelm Junghuhn umhegt.

Auch diese Stätte ist nur eine von den unzähligen, da von verwitterten Kreuzen, Mälen und Ehrensteinen deutsche Namen grüßen und von dem Strom deutscher Menschen künden, die seit dem 15. Jahrhundert in unabsehbarer Kette auch diesem Lande und dieser Insel Kraft und Herzblut hingaben. Soldaten, niedere und höchste Beamte, Missionare, Pflanzler, Forscher, erfolgreich und hochgehört die einen, hadernd, zerrissen, enttäuscht, unter Palmen und Sonne im Sande zerronnen die andern.

Wenngleich Junghuhn, in Mansfeld 1809 geboren, der Herkunft nach kein Schwabe war, so mutet doch vieles in seinem Charakterbild urschwäbisch an: die wandernde Bewegtheit seines Schicksals, der unruhige Drang in die Ferne, der Trieb zum Universalen, die Vielfalt der Talente und Anlagen, welche die Einheit der Persönlichkeit oft zu sprengen drohen. Vielleicht spürte sein Instinkt diese Wahlverwandtschaft, wenn er, für einen Mansfelder nicht eben das Nächstliegende, gerade die schwäbische Universität zur Heimat seiner Studienjahre machte und Tübingen während seines ganzen medizinischen Studiums treu blieb.

Doch damals schon packte ihn das Reisefieber, so daß er mitten im Studium ein ganzes Jahr aussetzte, um Thüringen und den Harz gemächlich zu durchwandern. Schließlich landete er, ohne das Studium abgeschlossen zu haben, beim preussischen Heer als „Kompagnie-Chirurg“, erhielt aber bald darauf wegen Tötung im Duell zehn Jahre Festungshaft unter Aufschub der Urteilstreckung. Schon reift sein Plan zur Flucht nach Afrika, als er plötzlich Weihnachten 1831 verhaftet und nach Ehrenbreitstein gebracht wird. Zwanzig Monate hält er die Gefangenschaft aus. Schließlich stellt er sich wahnhaft — vielleicht war er auch nahe daran —, die List gelingt und

ebenso die Flucht nach Algier in die französische Fremdenlegion. Ein Erholungsurlaub bringt ihn mit französischen und holländischen Botanikern in Berührung und schließlich tritt er 1835 als „Officier van Gezondheid“ in den niederländisch-indischen Staatsdienst wie so viele andere seiner Landsleute auch, deren Namen noch heute in der holländischen und eingeborenen Bevölkerung jener Inseln fortleben. Damit hat er sein Lebenswerk gefunden und beginnt nun rastlos zu arbeiten.

Zunächst beschäftigt er sich mit geologischen, geographischen und botanischen Arbeiten in Westjava, aus denen das große Werk „Java, seine Gestalt, Pflanzendecke und innere Bauart“ heranreift. 1840 bis 1842 weilt er in den Bataklanden im Hochland von Sumatra, das heute dank der Arbeit der Rheinischen Mission 500 000 christliche Bataker zu einer der lebendigsten Kirchen der Welt zusammenschließt, und legt seine Forschungen in dem zweibändigen Werk „Die Batakländer auf Su-

matra“ (Berlin 1847) nieder. 1848 reist er nach Europa und vollendet sein Javawerk, das ihn mit einem Schlag zum bedeutendsten Javaforscher des letzten Jahrhunderts macht.

In den folgenden Jahren streift er botanisierend durch den Kaukasus, das Altaigebirge, Schweden, und die Pyrenäen und kehrt 1855 nach Java zurück. Dort erkennt er die Bedeutung der Chinarinde und führt ihre Kultur, zum „Staatlichen Inspektor der Gouvernements-China-Kultur“ ernannt, als erster in Niederländisch-Indien ein. Der Deutsche Haßkarl hatte 1852 den Chinarindenbaum aus Peru zugunsten der holländischen Landwirtschaft eingeschmuggelt, so wie der Deutsche von Siebold die erste Tee-Saat aus Japan nach Niederländisch-Indien gebracht hatte und wie die deutschen Brüder Schacht die ersten Oelpalmenplantagen an der Ostküste von Sumatra angelegt hatten. Die von Haßkarl und Junghuhn eingeführte China-Kultur entwickelte sich so erfolgreich, daß der holländisch-

indische Staat das Monopolrecht erwarb. Allein Java erzeugt heute vier Fünftel der gesamten Weltproduktion.

Wenngleich Junghuhns vornehmliche Leistung auf naturwissenschaftlichem Gebiet liegt, so genügt seinem Forscherdrang weder die nur sammelnde Tätigkeit noch die rein sachliche Beschreibung der äußeren Erscheinungswelt. Sein Geist sucht mehr, ihn treibt es, das seelische Geheimnis des indonesischen Ostens zu ergründen und diese Welt in philosophischen Spekulationen zu durchdringen. In seinen dreibändigen „Erzählungen und Gesprächen der Gebrüder Tag und Nacht“ (1854) preist er begeistert Javas Landschaft, Volk und Seele, um sich um so schärfer gegen alle westlichen Einflüsse zu wehren. Freilich kann auch er dabei nicht über seinen Schatten springen. Gerade Junghuhn, der sich als Vorkämpfer freigeistiger Gesinnung gegen alle „mittelalterlichen“ Glaubensvorstellungen fühlt, bleibt ganz und gar in europäischen Fragestellungen hängen und geht gerade so an der davon völlig unberührten Psyche des Javanen vorbei. Wie er selbst zwei Seelen in der Brust trägt, so kann er auch nicht verhindern, daß seine Wirkung auf die weiße Gesellschaft weithin negativ war. Sie witterte den Zwiespalt in ihm, traute seiner einseitigen Kritik an der eigenen geistigen Heimat auch da nicht mehr über den Weg, wo er Einmaliges leistete.

Als Junghuhn seine Augen schloß, kehrte ein reiches Leben im Dienst der Wissenschaft zu seinem Ursprung zurück, ein Leben, das in der schwäbischen Universitätsstadt die ersten Impulse empfangen hatte, zu immer weiteren Kreisen die Flügel spannte und endlich auf der Höhe seines javanischen Bergdorfs zur Ruhe kam. Schlicht ragt das Mal mit seinem

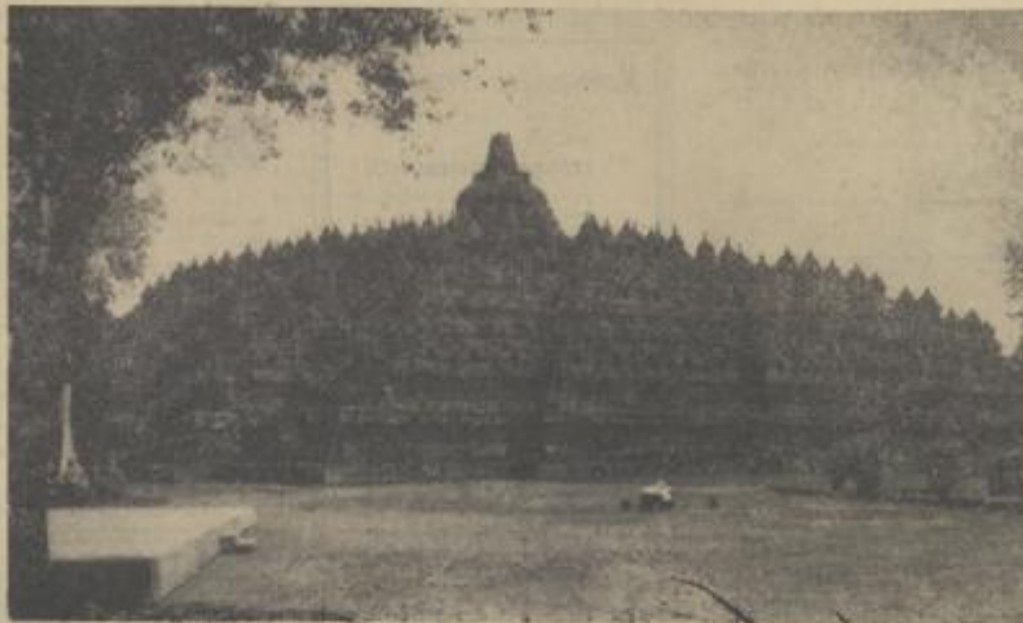
Java, die Königin von Insulinde

Die märchenhaft schöne Insel birgt zwischen schwungvollen Küsten (vgl. das Bild in der Mitte), zwischen ragenden Vulkanen und prangenden Landschaften, eine alte Kultur, die Frucht einer wechselvollen Geschichte von streitenden, blühenden und wieder verfallenen Reichen.

Das herrlichste Denkmal der hinduistischen Kulturperiode bildet der berühmte Borobudur im Herzen von Java nahe der alten Sultanstadt Djokjakarta (Bild unten links). Im Hintergrund steigt der noch heute lebendige Vulkan Merapi 3000 m in die Höhe, der auch den Borobudur mehr als einmal mit seinem Aschenregen bedeckte, ihn dadurch zugleich schützte und fast vergessen ließ. Erst im 18. Jahrhundert wurde das altweltliche buddhistische Heiligtum, das im Urwald unter vulkanischer Erde fast ganz verschollen lag, wieder freigelegt. Die Legende erzählt, daß die Priester einst das Bauwerk absichtlich zugedeckt hätten, um es vor dem Islam, der im 16. Jahrhundert ganz Java eroberte, zu verbergen. Die altjavaneschen, hinduistischen Reiche Matjapahit, Mataram und Kediri sind lange dahin. Erhalten aber blieb der gewaltigste Zeuge jener reichen Jahrhunderte, der Borobudur, dessen 1400 Reliefs noch heute in wunderbarer Klarheit sich an den je 100 m langen Stufenterrassen entlangziehen.

Weder Regen noch Hitze, weder vulkanische Bedrohungen, noch die schweren Erdbeben haben den fast lebensgroßen Plastiken ihre überraschende Lebendigkeit rauben können. Der Borobudur ist kein Tempel, wie ja die buddhistische Architektur keine Raumgestaltung kennt. Er ist eine „Stupa“, also eine jener buddhistischen Bauten, die in der Form einer Kuppel, eines abgestuften Turms oder der daraus entwickelten Pagode gewöhnlich eine Reliquie umschließen oder ganz allgemein eine heilige Stätte kennzeichnen. Er ist über einen 40 m hohen Hügel, vor dem die Lavamassen des Merapi haltmachten, wie eine Kappe gestülpt und erhebt sich über einer quadratischen Grundfläche in sieben Terrassen, die die sieben Stufen der buddhistischen Meditation verkörpern, um dann aus der Welt der Erscheinungen auf seiner obersten Stufe in die Weite, die Befreiung und Erlösung zu führen. Auf dieser obersten, kreisrunden Kuppel ruhen um die Spitze der „Stupa“ 72 „Dagobas“, d. h. glockenförmige Gebilde, in denen jeweils eine Buddhastatue in ungehe-

rer Ruhe über die Vielfalt einer herauschenden, üppigen Fläche hinweg träumt (Bild unten rechts). Man glaubt in der Tat, in eine andere, höhere Welt eingetreten zu sein, wenn man die vielen Stufen unter vielen Bögen aus der Märchenwelt des Waldes, der Reisfelder, der verlockenden Erde Terrasse um Terrasse zur krönenden Kuppel emporsteigen ist. So will es die Bauform des Denkmals selbst, das keinen Schacht, keinen Zugang ins Innere hat wie die Pyramiden, sondern massiv ist, seine ganze Schönheit nach außen drängt und den Besucher erst an den meilenweiten Reliefs vorbeiführt, die aufsteigend (vgl. Bild oben links) die früheren Inher-



nationen Buddhas, alle die volkstümlichen Erzählungen des Mahayana-Buddhismus und schließlich das irdische Leben Buddhas bei seiner letzten Geburt schildern, um schließlich ganz aufzuhören und in das Reich emporzuführen, da alle Bilder und Vorstellungen in der Tiefe versinken und nur noch der hohe, einsame, schwebende Blick in die Welt hinter den Dingen gilt. Wie dieser heilige Bau einst seinen geheimen Segen in das weite Land ringsum hineintrahlen sollte, so spürt man noch heute etwas von der Weihe dieses Ortes, in der Nachbarschaft geheimer vulkanischer Kräfte, in der Mitte der weiten Ebene, im Schoß der Berge, im Herzen eines alten Kulturreichs, im geistigen und geographischen Schwerpunkt von Java.

(Alle Aufnahmen vom Verfasser)

Namen, ähnlich dem von Max Dauthendey einige Kilometer weiter im Tal bei Garut. Nur die Natur selbst legt ihm prangende und immergrüne Kränze zu Füßen, meilenweit klettern kunstvolle Reisterrassen von Lembang zum Vulkane darüber hinauf oder fallen am Abend wie blankes Silber nach Bandung hinunter, jener funkelnden, frischen Stadt im Schoß der Berge. Daß die Natur auch sein einziger Glaube war, darin liegt die Grenze dieses Mannes beschlossen, dem Java mit das Beste schuldet und dem die Regierung das einsame Zeichen der Ehre setzte, am Abhang zwischen Krater und fruchtschwerem Tal, in der Mitte zwischen Leben und Tod.

WETTLAUF INS NICHTS

ATOMFORSCHUNG AM SCHEIDEWEG
ROMAN VON WOLF LINKE

14. Fortsetzung

(Nachdruck verboten)

„Ganz groß, wie?“ läßt sich Mr. Brooks nun nochmals vernehmen; „Sie dürfen Ihren Mund getrost wieder schließen!“ Ein selbstgefälliges Lachen beendet die Rede. Der Pilot schweigt.

Professor Verconelli schüttelt verständnislos den Kopf und will seinen Abhöranschuß eben mit ärgerlicher Miene unterbrechen, denn ihm ist diese Sprache zuwider. Da meldet sich die sachliche Stimme Dr. Turners: „Sämtliche Behälter sind leer, wir können abdrehen.“

Mit umflortem Blick und einem stummen Seufzer erhebt sich der Professor von seinem Gerät und läßt sich in den Sitz fallen: „Ja, drehen Sie ab, Pilot, ich habe genug gesehen.“

Als gegen Abend die Sonne fern im Westen zwischen Waldsäumen und Wolkenbänken versinkt, gehn die Männer im großen Hauptlager daran, alles Beobachtungsmaterial zu sichten. Film um Film wandert in der Dunkelkammer, und bis lange nach Mitternacht werden Entwicklungströmmeln und Fixierbad nicht leer. In stetem Gleichmaß tropfen die Stunden der Nacht dahin.

Schon mit den ersten Tierlauten, die beim Aufgehen des neuen Tages aus dem dichten Unterholz der grünschwarzen Waldmauern klingen, erhebt sich in der Mitte der Zelte wiederum mit schwirrendem Brummen ein Helicopter und läßt sich von seinen schmalen, kräftigen Schwingen zum Talkessel hinübertragen. Die automatische Kamera surrt und macht in regelmäßigen Abständen Aufnahmen vom weiteren Verlauf des Versuches.

War es gestern, während der ersten Stunden nach dem Abflug der B 17 nur ein brauner Hauch, der sich über die Gipfel legte, so wurde das Grün nun von Stunde zu Stunde fahler, das Braun kräftiger. Einige Stellen, die beim senkrechten Überqueren doppelt bestäubt wurden, begannen sich über ein schmutziges Gelb bereits dunkel zu färben. Kalt, unbarmherzig und unwiderruflich umspannte die dürre Würgefaust des mikroskopischen Todes sein Opfer, ein Stück Natur, hier, irgendwo zwischen Bergwäldern und Schroffen, die sich wie Sorgenfalten um diesen Ort des Grauens ziehen und ihr Geheimnis kummervoll wahren. Genau so, wie am Morgen noch große Vogelschwärme über dem Tale kreisten, trieb der schwache Nordwind am Abend Massen dunkelgefärbter Blätter gleichgültig vor sich her. Die Spitzen der Bäume wurden kahl, und dort, wo in winzigen Lichtungen einst üppige, kniehohe Gräser wogten, schimmerte an vielen Stellen das nackte graue Gestein hervor.

Doch als die schwirrende Riesenlibelle am heutigen Morgen wieder über dem Tale hin und her schießt und die Kameraverschlüsse summen, ändert sich dort unten nichts mehr.

Tot, schwarz und kahl starren die leblosen Baumstümpfe aus dem schmutzgrauen Grunde hervor. Unbelaubt, als spreize der Knochenmann seine dünnen, unersättlichen Finger um weitere Opfer empor, sticht das Astwerk und Gerweige gen Himmel. Nicht ein einziges grünes Blatt ist mehr zu sehen und kein Tier bringt durch seine Bewegung Leben in das Bild der Vernichtung. Sogar die kristallklare Quelle des Columbia Rivers ist von einem trüben, brakigen Schleier überzogen. Tausende halberfallener Blätter, Früchte und unverwester Vögel- und Tierleichen bedecken den Spiegel des Wassers.

Für die nächsten Monate und vielleicht auch Jahre ist dieses Tal zum Todesschlaf verdammt. Jedes Lebewesen, ob Mensch oder Tier, ja auch der winzigste Samen der bescheidensten Pflanze stirbt und zerfällt, wenn der gleichmäßige Hauch des steten Nordwest ihm nach hier verschlägt.

Der menschliche Geist hat die Natur besiegt.

Der Professor ist nicht nach Halle XIV gekommen. Gleich unten vor dem Haus auf der breiten Rollbahn lief er einem alten Studienkollegen in die Arme und mußte sich wohl oder übel erst einmal in dessen Privatbüro bemühen.

Indessen hat Dr. Foucault den Versuch in der Halle anlaufen lassen. Mit dem einzigen Blick auf die empfindliche Zeigerskala und die Zeiger des Sneezy, des unentbehrlichen Geräts zur Feststellung der Aktivierung einzelner Gegenstände, hat er den Fehler entdeckt. „Abschalten!“

Kurz und präzise kommen seine Befehle. Der bereits angelaufene Versuch wird abgebrochen, die Verschlüsse der Autoklaven überprüft und nachgedichtet.

Nach einer knappen Viertelstunde scheint der Schaden behoben und die Geräte können ihre Tätigkeit wieder aufnehmen. Alles läuft reibungslos, stellt der Doktor mit einem umfassenden Blick fest. Dann gibt er dem ersten

Ingenieur einige kurze Anweisungen und verläßt die Halle, um den Professor zu holen.

Er könnte genau so gut einen der Leute schicken, doch warum? Draußen herrscht mild-sonniges Spätsommerwetter, und der Weg bis zum viert nächsten Block ist eine rechte Erholung. Besonders, wenn man den gepflegten Promenadenweg benutzt, der sich parallel zu der belebten Fahrbahn hinzieht. Zweihundert oder zweihundertfünfzig Meter mögen es sein, in wenigen Minuten zu schaffen.

Tom Brandley hat sich erhoben und ist gedankenversunken zum Fenster gegangen. Wie abwesend läßt er das geschäftige Bild der belebten Straße vor seinen Augen abrollen. Ruhig schweift sein Blick nach beiden Seiten, wandert über den gelben Kiesweg der Promenade hin. Hier und da geben die breiten Kronen der immergrünen Bäume einen Blick auf einzelne Fußgänger frei. Nun hat er André entdeckt, den Nebenbühler, der sich langsam und ruhig dem Gebäude nähert.

„Wenn jetzt nicht so viel Verkehr wäre, und wenn du eine Waffe bei dir hättest“, malt er sich aus, „dann wäre dieses Kapitel in wenigen Sekunden erledigt.“

Kalt und abwägend hängen seine Augen an dem Näherkommenden. „Ja, wenn...“ Doch da! Was ist das? Unwillkürlich reißt Tom Brandley die Hände schützend vors Gesicht. Denn in diesem Augenblick fliegt ein unwirkliches, übermäßig helles Leuchten über die Kronen der Bäume und über die Dächer der Häuser. Ein dumpfes Beben durchzittert die Luft.

Wie von unsichtbaren Fäusten gepackt wirbelt der andere dort unten zwischen den Bäumen und Büschen hindurch. Ein plötzlich aufkommender Wirbel durchrast die besaubten Kronen. Dann ein dumpfes Rollen, ein splitterndes Krachen und im nächsten Augenblick taumelt der Doktor entsetzt vom Fenster zurück. Mit scharfem, splitterndem Klirren bersten die Scheiben, und ein Hagel von Scherben stiebt ins Zimmer. Dann schleudert der Luft-



„Sämtliche Behälter sind leer...“

druck der Detonation ihn gegen die Wand. Röchelnd ringt er nach Luft. Seine verkrampften Hände suchen nach einem Halt. Ein Bild löst sich und poltert zu Boden. Vor seinen Augen tanzen flammende Kreise. Dann versinkt er in weiche, bodenlose Finsternis.

Dr. Foucault kann sich im Augenblick nicht besinnen, das Bewußtsein auch nur für Sekunden verloren zu haben. Doch wie er in den kugelförmigen, glücklicherweise stark federnden Rhododendronbusch gelangt ist, darauf könnte er auch keine Auskunft geben. Seine Glieder schmerzen, und nur mühsam schiebt er das Gesicht zwischen dem üppigen Grün hervor. Immer noch liegt das Tosen der Detonation in der Luft und keuchende Hustenanfälle schütteln seine ausgedörrte Kehle, mächtige graue Staubwolken wälzen sich durch die breite Straße. Doch er zieht den Kopf schnell wieder zwischen die Blätter, als ob sie schützen könnten, denn dicht vor ihm klatscht mit dumpfem Aufschlag ein dickes, armlanges Stück Trägerbohle auf die Grasfläche und bohrt sich einen Fuß tief in den Boden. Dann folgt ein gefährliches Prasseln ringsum. Es regnet Trümmer aller Art und Größe, vom losgerissenen Nietenkopf bis zur meterlangen Isolatorrinne und zum zentnerschweren Mauerbrocken fliegt es in den Rassen der Grünanlagen, poltscht es auf den Asphalt der Straße, fegt und splittert es durch die Dächer der Gebäude.

Wie ein Igel kriecht der Doktor in sich zusammen und wartet bebend auf den tödlichen Hieb.

Und dann ist alles vorüber. Nur eine kleine, winzige Flamme des höllischen Feuers hat diese Stadt gestreift, um im nächsten Moment mit lautlosem Zucken zu verlöschen. Mühsam, mit schmerzverzerrtem Gesicht rafft der Doktor sich auf und windet seine schmerzenden Glieder aus dem dichten Astwerk hervor. Doch er achtet nicht des Schmerzes, denn mit immer größerer Gewißheit setzt sich die Erkenntnis in seinem Innern fest: Das war Halle XIV!

Bebend, hinkend, fluchend, mehr stolpernd als laufend erreicht er die Trümmerstätte. Der Anblick droht ihn zu überwältigen, und er muß sich an dem rissigen Stumpfe eines in Bruchhöhe glatt abrasierten Baumes halten.

Die Halle ist nicht mehr! Staub, Trümmer, Schutt und Dreck und dazwischen — Menschen, oder besser das, was von ihren Leibern noch da ist. Zerfetzte, zuckende, wimmernde, blutige Knäuel.

Da kommt es heulend, mit lauten Warntönen die Straße heruntergerast und stoppt mit kreischenden Bremsen: the first aid, die Feuerwehr und motorisierte Absperrkommandos der Werkpolizei. Hastig springen die Männer von ihren Sitzen und jagen auf die Unglücksstelle zu. Zwei Sanitäter bemächtigen sich sofort des immer noch wie gelähmt dastehenden Doktors, zwingen den Wildwiderstrebenden in den Wagen.

„Nicht verletzt? Und was ist das... und das? Und der zerfetzte Ärmel, aus dem ein feines rötes Rieseln über das Handgelenk läuft und die blutverschmierte Stirn, wo am Haaransatz aus einem klaffenden Hautriß immer neue rote Wellen strömen?“

Die Fahrt zum Krankenhaus dauert nur Minuten, doch diese Zeit wird dem Doktor zur Ewigkeit. Die drei verdeckten Gestalten auf den Bahnen, die neben ihm zur Behandlung rollen, lassen ihn nicht los. Wie Messerschnitte dringen ihre schmerzvollen Seufzer bei jedem Schwanken, bei jeder Kurve in sein Bewußtsein. Er wagt nicht hinzusehen, wer es ist, und doch brennt es auf seiner Seele, denn er fühlt sich für jeden seiner Männer verantwortlich. Wer mag es sein? Parker der Vater von vier Kindern? Johnson? Fierly, der letzten Monat geheiratet hat? Oder gar Smith, der eine Frau, sechs Kinder und seine alte Mutter versorgt? Alle ziehen an seinem Geist vorüber, Wen hat's erwischt und wen nicht? Und alles gipfelt in der pochenden, brennenden Frage: Wie war das möglich?

Zäh und verbissen arbeiten die Katastrophenkommandos. Dort, wo vor einer Viertelstunde noch die Mauern von Halle XIV aufragten, erhebt sich jetzt ein wüster, eisenstarrer Trümmerhaufen. Auf den Grünanlagen längs der Hauptstraße stehen bereits über ein Dutzend Bahnen. Grauwollene Decken verbergen die Körper der Toten. Die Sanitäter der Ambulanz haben alle Hände voll zu tun, sich zuerst um die Verwundeten zu kümmern. An zehn Stellen gleichzeitig benötigt man sie; denn immer neue Opfer werden unter den umgestürzten Geräten, zwischen den verbogenen Trägern und unter herabgestürzten Mauerteilen hervorgezogen.

Schweigend tut jeder seine Pflicht. Nur einzelne kurze Kommandos mischen sich in das schmerzgefüllte Stöhnen der Verwundeten. Die Krankenwagen kommen, nehmen ihre wimmernde Fracht auf und entfernen sich wieder in rascher Fahrt nach dem außerhalb gelegenen Krankenhaus.

Im ganzen Werk ist nicht eine einzige Scheibe heil. Massive Dächer sind abgedeckt, so daß die aufgerissenen Häuserkästen wie mitten im Spiel verlassene Puppenstuben wirken. Langsam bricht die Sonne wieder durch die trockenen, grauen Kalk- und Ziegelstaubwolken der Explosion. Sämtliche Abteilungen haben ihre Arbeit eingestellt. Weit hinten am Ende der Straße finden die Männer der Belegschaft sich gruppenweise zum Anwesenheitsappell ein. Langsam gewinnt die Werkleitung ein einigermaßen klares Bild über den Umfang des Unglücks. Auch Dr. Foucault und Professor Olenhigh haben sich auf dem breiten Kantinenplatz gemeldet und ihre Namen auf der Liste der Ueberlebenden ankreuzen lassen.

Ein scharf undurchdringliches Stimmengewirr summt über den menschenwimmenden Platz. Zwei- dreitausend mögen es bereits sein, die sich, ihren Dienstvorschriften entsprechend, hier eingefunden haben. Aber immer neue Massen werden von den strahlenförmig im Halbkreis abzweigenden breiten, schnurgeraden Straßenfluchten ausgespielt und mischen sich in das erregte Gewimmel. Chemiker sind es, noch in ihren weißen Laborkitteln, Ingenieure und Konstrukteure, die in

sauberen Straßenanzügen und mit sorgfältig gebügelten Hosen eben aus den Büros und von Zeichentischen kommen. Arbeiter aller Sparten, Schlosser in blauen Arbeitskitteln, Monteure in fleckigen Kombinationen und mit ölverschmierten Gesichtern und Händen, Heizer mit schweiß- und rußverklebter Stirn, Tischler, Werkzeugmacher, Kesselschmiede, alle Berufe sind in diesem wettküßigen Werke vertreten, vom hochgeistigen Physiker von Welt-ruf bis zum blutjungen Liftboy, der die Männer dreimal täglich in den teilweise zweigeschossigen Hallen und vielstöckigen sonsti-



Für Jahre zum Todesschlaf verdammt...

Zeichnungen: F. Springer

gen Bauten vom und zum Arbeitsplatz befördert.

In kleinen und größeren Gruppen haben sich die einzelnen Belegschaften oder Bekanntenkreise zusammengefunden und diskutieren eifrig die möglichen Gründe der Explosion. Noch ist es ein Im-Dunkeln-Tappen, denn von den wenigen, die eingeweiht sind in das Produktionsgeheimnis der Halle XIV, ist außer Professor Olenhigh und Dr. Foucault nicht ein einziger hier anwesend. Entweder ruhen sie bereits drüben auf den behelfsmäßigen Bahnen oder sie lassen sich ihre zerschundenen Glieder im Lazarett bandagieren.

Ein wenig abseits von den anderen, dort, wo die „Untere Kaste“ der nur vorübergehend hier beschäftigten Aushilfsarbeiter, Monteure fremder Firmen und der Heizer, beisammensteht, geht es bei den Wortgefechten besonders heiß her.

„He? — Unglücke kommen überall vor?“ herrscht ein baumlanges Blaueckeltel mit wild gestikulierenden Fäusten den begütigend auf ihn einsprechenden Vorarbeiter David Levett an, „sind wir denn hier überall? Leben wir hier denn nicht mitten in der Halle?“

„Wir dürfen das Vertrauen zu unserer Leitung nicht verlieren; die Doktoren wissen schon, was sie tun. Sie lernen aus jedem Fehlschlag.“

„Lernen, läärnen!“ öft der aufgeregte Riese seine Worte nach, „sie lassen uns verrecken, damit sie läärnen können! Wenn ihr so dämlich seid, ich nicht. Ich lasse mich nicht abschlagen, ich nicht!“

„Wer schlachtet hier?“ herrscht der Vorarbeiter den Wütenden an, „wissen Sie denn so genau, daß unsere Leitung schuld an dem Ganzen ist? Können nicht genau so gut auch Fremde, Saboteure oder Spione ihre Hand im Spiel haben? Denken Sie an die letzte Ansprache des Doktors...“

„Doktor? — Doktor? — Fielscher ist er! Und jetzt hat er die Leute in seiner Halle glücklich abgeschlachtet!“ fuchelt der Monteur mit seinen rötlich behaarten Franken vor den Augen David Levetts herum, während seine Stimme sich fast überschlägt. „Die hat er alle — und — Jaa!“ kreischt er plötzlich auf, „und er lebt! Dort drüben bei dem Alten, seht ihn euch an, das ist er, euer Totengrüber, dieser Hund, der blutige!“

Damit schießt sein Finger wie ein tödlicher Speer, der den Doktor durchbohren soll, dicht an den Köpfen der Umstehenden vorbei in Richtung des hellen Haarschopfes, der dort dreißig Yards weiter, zwischen den wogenden Köpfen aufleuchtet. (Fortsetzung folgt)

Liebe Kinder!

Neut wollen wir's kurz machen. Nehmt alle, die ihr mir aus euren Ferien Grüße geschickt habt, herzlichen Dank und ebenfalls gute Feriengrüße von Euerem Onkel Otto

Das Buchfinkenpaar

Auf einem Spaziergang höre ich in meiner Nähe ein Vogelstimmchen. Suchend blicke ich umher. Da erkenne ich vor mir in einer kleinen Erdgrube ein Buchfinkenweibchen.

Weißer Wäkchen

Weißer Wäkchen, dunkle Tannen, grüne Matten, goldnes Feld, in die Seele machst ich bannen, dich, du schöne Heimatwelt.

Gisela Kicherer, Altensteig, 12 J.

als ob es sich versteckt hätte. Seine graubraune Färbung gleicht dem Heidegras. Mir fällt der Vogel deshalb erst jetzt auf. Aus dem kleinen Schnabel des Tieres dringen Laute, als ob es Hilferufe wären. Das Vögelchen bleibt in seinem Loch und kaut sich piepsend zusammen. Mir scheint, als bekäme das arme Tier Angst.

Ich trete zurück und betrachte das Bild von der Ferne. Da sehe ich plötzlich das Buchfinkenmännchen. Freudig hüpfet und trippelt es um das

DER KINDER-SONNTAG

Grübchen, in dem sein Weibchen sitzt. Die dunklen Flügel des Männchens und die hellen Bänder dazwischen glänzen im Sommerlicht. Die blaue Färbung des Köpfchens vereinigt sich mit dem wunderbaren Himmelsblau. Die kleinen Augen sind immer auf die Erdgrube gerichtet. Nun beginnen die beiden Vögel eifrig miteinander zu sprechen. Sie haben sich wohl Wichtiges zu erzählen. Ihre ganze Freude kommt in ihrer Unterhaltung zum Ausdruck. Immer noch hüpfet das Männchen um die Grube. Es führt einen lustigen Tanz. Ein reizendes Bildchen zeigt sich mir, mitten zwischen blühenden Blumen und grünen Bäumen. Ich schleichen näher. Da erheben beide Vögel ihre Flügel und schwingen sich auf eine nahe Buche.

Martha Bieher, Traillingen, 12 J.

Das Nest der frechen Spatzen

Unter unserm Dach wohnten freche Spatzen. Als sie ausgeschlüpft waren, lagen unten auf dem Reisighaufen dünne, aufgesprungene Eierschalen. Nach einigen Wochen flogen sie schon auf dem Dach herum. Als sie nun richtig flügge waren, störferte mein Bruder das Spatzennest herunter. Weil sie alle fliegen konnten, flogen sie auf und davon.

Gerda Keck, Waldrennach, 9 J.

Erde der Heimat

Ein Erlebnis aus den Tagen der Ausiedlung

Der Abschied von der Heimat fiel mir sehr schwer, als ich 1946 ausgewiesen wurde. Obwohl ich erst zehn Jahre alt war, erfaßte ich doch schon den Ernst dieses Augenblicks.

Ich muß an jene Nacht denken, da wir durch lautes Pochen aus dem Schlaf geweckt wurden. Draußen stand polnische Polizei, welche uns

Herr Laubfrosch reist nach Afrika

Nach Afrika, wo es sehr heiß ist, hier der Laubfrosch auf der Reise, mit Koffer und mit sonst'gem Sach, sogar mit einem Sonnenschirm, fährt er vergnügt nach Uebersee, wie wird es ihm ergehen, o weh!



Verstümmelt ihn dort das Krokodil, das Tag für Tag nur fressen will? Pockt ihn am Schopf der Pelikan, fällt ihn der Tiger gar noch an? Denn überall auf Schritt und Tritt reist das Verhängnis meistens mit. Doch unser Laubfrosch hat viel Glück und eines Tag's kommt er zurück, ganz unverehrt und ohne Schad', gesund am Körper, nicht malad. Und doch ist ihm dort was passiert, was ihn begreiflich sehr geniert. Die Sonne brant' ihn schwarz, o Graus. Und so steht doch kein Laubfrosch aus.

Text u. Zeichn. von Herrn Rombach

befahl, das Nötigste einzupacken und mitzukommen. Meine Mutter lief ganz kopflos hin und her und packte statt Wäsche Küchenhandtücher ein. Endlich waren wir soweit. Ich nahm noch einmal schnell meine Puppen in den Arm, und heiße Tränen fielen auf sie nieder. Ich konnte es gar nicht fassen, daß ich sie nie mehr sehen sollte. Meine Mutter nahm mich an der Hand, und einen letzten Blick zurückwerfend, verließen wir unser Heim und gingen nur mit ein paar Habseligkeiten davon.

An ein besonderes Erlebnis muß ich denken. Als wir auf der letzten Station vor der Grenze haltmachten, und unser Gepäck durchsucht wurde, fiel einem Beamten ein Säckchen mit Erde in die Hände. Erstaunt schüttelte er den Inhalt auf den Tisch. „Erde?“ fragte er die Frau, die das Säckchen gehörte. „Ja, Erde“, nickte diese. Eine Frau hinter uns fing an zu weinen und sagte leise „Heimat Erde“. Alle hatten dieses eine leise gesprochene Wort verstanden. Wir standen stillschweigend da, bis der Beamte die Erde mit einer Handbewegung zur Seite schob, so daß sie vom Tisch herunterfiel. Die Frau jedoch bückte sich und sammelte die Erde wieder in das Säckchen hinein, wobei ihr andere behilflich waren.

Dieses Erlebnis wird mir immer in Erinnerung bleiben, denn niemand, der es nicht selber erlebt hat, weiß, wie schwer der Abschied von der Heimat ist, wenn wir nicht wissen, ob wir sie noch einmal wiedersehen werden.

M. Brzoskowski, Dettingen/Erms, 14 J.

Zur Kurzweil

Heute spielen wir: Wenn ihr jetzt draußen beisammen seid, habe ich ein nettes Spiel für euch. Ihr braucht nur eine dicke Schnur und zwei Wäscheklammern mitzunehmen, und zwei einigermaßen saubere Taschentücher werden sich auch auftreiben lassen. Die Schnur spannt ihr zwischen zwei Bäumen, daß sie jeder mit der Hand erreichen kann, und dann stellt ihr euch in einem Abstand davon in zwei

Reihen auf. Der erste in der Reihe nimmt Taschentuch und Klammer. Auf ein Startsignal flitzen sie, so schnell sie können, zur Leine, um ihre Taschentücher anzuklammern. Die nächsten nehmen sie ab, die Übernächsten klammern sie wieder an, und so weiter bis zum letzten. Die Gruppe, die zuerst fertig ist, hat gewonnen. Läßt jemand Taschentuch oder Klammer zu Boden fallen, so muß seine Reihe noch einmal von vorn anfangen. Alles fertig? Los!



Onsee Kleine

Das sieben-Jahre alte Brigittchen durfte mit seinen Eltern in den lang erwarteten Zirkus und sieht dort zum erstenmal in seinem Leben Elefanten. Erschreckt und begeistert zugleich verfolgt sie alle Bewegungen der beiden Tiere. Als ein kleiner Junge dem einen Elefanten eine Schneckenudel in den Rüssel steckt und diese plötzlich verschwunden ist, fragt Brigittchen zu tiefst bestürzt: „Vati, kann der Elefant die Schneckenudel da Rüssel 'aufziaga'?“

R. W., Tübingen

Klaus, der Abo-Schütze, soll als Schulaufgabe Namen von Blumen schreiben. Mutti erklärt ihm, alles, was man anfasen kann, schreibt man groß. Auf die Frage, schreibt man Löwenmaul auch groß, meint die Mutti: „Freilich, du kannst es doch anfassen.“ Da antwortet Klaus: „Des werd i bleiba laasa, den fall i net a.“

M. M., Calw

Unser zweijähriger Heinz und sein gleichaltriger Freund Fritzle sind unzertrennlich und keiner von beiden läßt zu, daß man seinem Freund etwas „Böses“ nachsagt. Fritzle konnte bei seiner Mama in der Küche einen Kochlöffel erwischen. Natürlich kann auch Heinz so etwas brauchen und in der Absicht ihn dem Fritzle zu entwenden, schlägt dieser mit dem begehrten Gegenstand zu und trifft Heinz ziemlich scharf auf seine Schulter. Schreiend kommt unser „Buale“ zu mir gesprungen: „Mama, Mama — Heinzle hat Wehle.“



Vor dem Sonntagspager fürchten sich die Tiere nicht. Zeichnung: Kurt Walblinger, Entringen, 11 J.

Bienchen und Glöcklein

Draußen fliegt das Bienelein, es will in die Glöckleinblum' hinein. Das Bienchen sprach: „O, liebe Glock', hast mir ein bißchen Honig noch?“ Das heile Glöcklein sagte nein, lieb's Peterlein, ich habe kein'. Das Bienelein sprach: „Ich guck hinein, es wird vielleicht was drinnen sein. Das Peterlein schlüpft gleich hinein und zapfelt mit dem rechten Bein. Es sucht und sucht nur was es kann und krabbelt hin und her daran. Das Glöcklein sprach: Was krabbelst du? Gleich mach ich meine Blüte zu. Das Bienelein fliegt heraus im Nu und fliegt dem Bieneleinlein zu. So holt das kleine Peterlein den Honig aus dem Glöcklein.“

Hans Schulz, Hülben, 1 J.



Kranführers Jüngster lernt schwimmen. Zeichnung: Franz Heibel, Spaichingen, 13 J.

bischt g'alle?“ frage ich ihn. „Noi, Fitzle macht hat.“ „So, dann isch Fitzle böse“, versuche ich ihn zu trösten. „Noi, Fitzle isch nitte böse!“ und auf den Kochlöffel zeigend schreit er: „Des doa isch böse.“ A. B., Klosterreichenbach

Der Nikolaus kommt zum kleinen Rudi und bleibt mit dem langen weißen Wäntebart an der Türklinke hängen. Der Nikolaus muß ein ganzes Büschel Haare lassen und macht ein grimmiges Gesicht, aber Rudi sagt tröstend: „Guck, Niklaus, so isch's halt, mir kriegt halt heutzutage nix Rechts meh.“ R. H., Dettingen b. Ursch

Wer ist der Faulste?

Treffe ich jüngst drei Knaben, Die eben gewetzt haben, Wer von ihnen drei Wohl der Faulste sei! Der eine lag lügelang ins Gras. Der andere faul neben ihm saß. Und der dritte gar Blieb stehen wie er war. Nun ratet mal, wer von den drei Wohl der Faulste gewesen sei. Aufklärung: Der dritte er blieb stehen

Abendfrieide

Auf leisen Sohlen schleicht sich die Dämmerung ins Neckartal. Der Verkehr nimmt ab, und die sonst so belebte Straße wird still.

Die Blumenkinder neigen die Köpchen und der Abendwind summt ihnen ein leises Schlummerlied. Man trifft nur noch vereinzelt Spaziergänger, die den schönen Sommerabend genießen wollen. Ueber den den alten Tannen wölbt sich der Abendhimmel, an dem schon die Sterne funkeln. Von ferne hört man die Quelle gurgeln, die Tag wie Nacht

über die bemoosten Steine plätschert. Selten vernimmt man noch eine kleine Vogelgeige, denn auch sie schlummern dem nächsten Tag entgegen. Dunkle Nachfalter schwirren durch die Luft. Auch das Käuzchen läßt seinen Schrei ertönen. Wie schön ist es doch am Abend in der Natur.

Maria Bast, Rottenburg, 11 J.

Kartoffeln und Krumbiera

Ein Mann aus Norddeutschland fuhr nach Oberschwaben aufs Land in Ferien. Als er angekommen war, ging er in das Gasthaus zum „Ochsen“ und aß zu Mittag. Danach schlenderte er durch das Dorf und machte einen Spaziergang. Da sah er, wie ein Bauer auf einem Acker hackte. Auf dem Acker waren Blüten, die einen weiß und die andern lila. Er dachte, was sind denn das für zwei Blumen. Da fragte er den Bauern: „Was sind denn das für Blumen, lieber Mann?“ Da antwortete der Bauer: „Des weiße do sen Kartoffle, on des lila sen Krumbiera.“

Ulrich Binder, Enzklosterle, 12 J.

In der Ernte

Es walt das Korn weit in der Runde Und wie ein Meer dehnt es sich aus. Am Walderand, da bellt der Hund. Ein Erntewagen fährt nach Haus. Keum'ne Stund, so kehrt er wieder Und der Schnitter große Zehl, Mäht das ganze Feld bernieder. In kurzer Zeit, da liegt es kahl. Dieter Niethammer, Calw, 14 J.

Kreuzworträtsel grid with numbers and some filled letters.

Waagrecht: 1. Storchvogel, 5. Baumblätter, 7. Staat der USA, 9. Flächenmaß (abgekürzt), 10. Rundgewölbe, 14. Gezeil, 15. Schachfigur, 16. Ungewisser, 18. Vogel, 20. Baltikumvolk, 22. See in Finnland, 24. folgsam, artig, 25. Weserquellfluß, 26. Nadelbäume, 28. Nachtmusik, 32. Schatz, 34. feiner weicher Stoff, 36. deutscher Komponist, 37. Frauennamen, 40. Lebenshauch, 41. französischer Fluß, 42. Stadt am Genfer See. Senkrecht: 2. Schiffsöffnung, 3. arabisch: Vater, Zusatz bei Namen, 4. Verneinung, 5. Edelmetall, 6. Erquickung, 8. Nährmutter, 9. Unglück-

10 Minuten Kopfrechen

10 Minuten Kopfrechen section containing word puzzles, geography puzzles, and arithmetic puzzles.

heim, Ellwangen, Programm, Lastwagen, Erdöl, Remstal, Wildbad, Entschluß, Irrgärten, Landshut, Dortmund, Eiszeit, Raubritter, Schubart, Tollkirsche, Ameise, Deutschland, Teinach: Johannes Kepler, Weil der Stadt.

Unsere Schachpartie

Ueberraschender Figurenverlust — ein schönes Matt. Weiß: Estler. Schwarz: E. Bohnet, Taifingen. 1. d2-d4, Sg8-f6 2. c2-c4, g7-g6 3. Sbl-c3, Lf8-g7, 4. Sg1-f3, d7-d6 5. Lc1-f4, 0-0 6. e2-e3, Lc8-g4 7. Lf1-e2, c7-c6 8. Sd3-g5, Lg4-e3 9. Dd1-e2, Sg8-d7 10. 0-0, Tg8-e8 11. Sg5-e4, Sf6-h5 12. De2-f3, f7-f5 13. Se4-g5 (Daß jetzt eine Figur verloren geht, war gar nicht so ohne weiteres voraussehen, um so mehr Grund, sich diese Stellung, für künftige Fälle, gründlich anzusehen) 13... e7-e5! 14. d4-d5 (Entweder Lf4 oder Sg5) 14... e5 x f4 15. Sg5-e6, Te8-e6! 16. d5 x e6, Sd7-e5 17. Df3-e2, Dd8-e7 18. Ta1-d1, Ta8-d8 19. c4-c5, d6-d5 20. b2-b4, Dc7 x e6 21. e3 x f4, Sh5 x f4 23. De2-c2, De8-e8 24. Sc3-e2, Df6-g5 25. Se2-g3, h7-h5 26. f2-f3, h5-h4 27. Sg3-h1, Sd4-h3 Matt! Wir hoffen, daß auch andere Schachfreunde Mit bekommen, ihre ebenso schönen und interessanten Partien uns zur Veröffentlichung zur Verfügung zu stellen. Antwort auf unsere letzte Frage: Nein, denn Weiß opfert mit 31. Df2 x f5! seine Dame und setzt nach 31... Ld7 x f5 mit 32. Td4-d8+, Kc8-b7 33. Sd3-a5+ und Matt! In der Partie selbst spielte Weiß wohl 31. Df2 x f5, setzte aber nach Ld7 x f5 mit 32. g5 x f6 fort und gewann erst nach längerem Kampfe. Emil Josef Diemer, Scheidegg (Allg.)

